Briegisches Wochenblatt für Leser aus allen Ständen.

Redakteur Dr. Döring. | 47. | Verleger Carl Wohlfahrt.

Dienstag, den 20. November 1838.

Schönheit.

Ein Wort wohl nenn' ich Euch, inhaltleer,
Doch geht es von Munde zu Munde,
Es stammet vergänglich von Außen nur her,
Eu'r Inn'res nicht giebt davon Kunde; —
Und dem ist sein besserer Werth geraubt,
Der Alles in ihm zu besitzen glaubt.

Das Wort ist die Schönheit, vor Allem verehrt,
Als wär' sie das Höchste, das Beste,
Und deren Vergänglichkeit selber doch lehrt,
Ein Schaugericht sei sie beim Feste.
Doch war und ist sie der Abgott der Welt,
Die stets ihr Begehren auf Eitles nur stellt.

Der Edlere aber entreißt sich dem Wahn,
Daß verwandt sie ja sei mit dem Schönen;
Das göttliche Schöne die Augen nicht sah'n,
Im Guten nur magst du's erkennen,
Im Rechten — und so wie die Schönheit vergeht,
Das Rechte und Gute, das Schöne besteht.

Der Schloßvoigt von Arols.

(Beschluß.)

Wenige Wochen, darauf kam ein junger Mann des Nachts in den Schloßhof geschlichen; nach einem kurzen Zeichen seiner Anwesenheit, einem starken eintönigen Pfeifen, verschwand er hinter den Pfeilern des Eingangs. Bald aber zeigte sich der Voigt. Er nahm den Angekommenen bei der Hand, zog ihn in's Zimmer, verriegelte die Thür und fragte:

„Also Ihr habt Euch nichts Besseren besonnen und besteht auf Eurer Forderung?"

„Gewiß!" entgegnete der Fremde mit entschlossener Stimme. „So lange ich nicht weiß, wie und weshalb Alles geschehen soll, was dabei gewagt und was gewonnen wird, so lange will ich mich nicht in solchen Handel mischen."

Der Voigt schüttelte den Kopf, dann sagte er: „Gut, Ihr sollt Alles erfahren; aber nur mit der einen Bedingung, daß Ihr Euch nicht erdreistet, mein Thun und

lassen weder zu beurtheilen, noch sonst mich zu unterbrechen." Als er bemerkte, daß der Andere schwieg und ein Zeichen der Bejahung machte, begann er:

„Seht, Ihr glaubt, ich sei ein Fremder hier, ein Diener dieses Hauses, dem ist nicht so. Ich bin der Bruder des verstorbenen Grafen von Arois; freilich bin ich es nur von Vatersseite, aber um so bestimmter auch der Sohn des alten Grafen von Arois, dessen Güter er dem in rechtmäßiger Ehe gezeugten Sohne hinterließ. Unser Vater starb plötzlich, ohne meine gerechten Ansprüche auf sein Erbe zu bestätigen, und da ich im Schlosse mit meiner Mutter, welche die Dienste einer Kammerfrau verrichtete, lebte, so wurde ich nun als Diener des neuen Herrn, meines leiblichen Bruders, betrachtet. Er wußte indessen nicht eher von unser nahen Verwandschaft, bis meine Mutter auf dem Todtenbette lag, und sie ihm nun das Geheimniß entdeckte. Von dieser Zeit ab herrschte ein Gemisch von Haß und Zuneigung zwischen uns, besonders als er mir die Erklärung gab: mich bei Lebzeiten nicht als Bruder offen anerkennen zu dürfen; jedoch versprach er mir vermittelst Testaments, mich und meine Nachkommen zu Miterben einzusetzen, und dabei mußte ich mich beruhigen. In der Gewißheit, daß er mir Wort halten werde, unterdrückte ich allen Haß meiner Seele gegen ihn und vielleicht wäre auch eine offene Aussöhnung zwischen uns erfolgt, wenn mein Bruder nicht geheirathet hätte, und zwar ein stolzes Weib, das auf öftere Vertraulichkeit gegen mich, den anscheinenden Diener, eifersüchtig war und immer Böses auf mich zu reden wußte. Als sie zwei Kinder geboren hatte und ich immer noch kein Eigenthum hatte, war mein Entschluß fest; ich drang eines Tages während der Jagd in meinen Bruder um eine bestimmte schriftliche Erklärung, und da er diese verweigerte, drohte ich ihm mit meiner Rache. In seinem Jähzorn wandte er sich verächtlich von mir ab und ein Diener, der sich gerade eines kleinen Vergehens schuldig gemacht, mußte seinen Zorn fühlen. Hierauf kehrte er heim und erkrankte bedenklich. An seinem Sterbebette noch bat ich ihn um Entscheidung, er wollte mich nicht hören. Er starb; ich sah mich völlig beraubt, und ohne Mittel mir Recht zu verschaffen, wollte ich wenigstens an den Räubern meines Eigenthums Rache nehmen. — Ich sage wenig von jenem Ueberfalle. Ich war entschlossen, Alles werthvolle zu entwenden und zu entfliehen. Es gelang nicht ganz, die Bauern des Dorfes eilten herbei, und meine tapferen Helfer entkamen mit der Beute. Aber die verhaßte Gräfin fiel, einer ihrer treuesten Diener tödtete sie, weil sie auf ihn geschossen, in der ersten Wuth; es war der vor einigen Tagen Gemißhandelte. Er entfloh und wie ich erst jetzt erfahren — nahm er den jungen zweijährigen Sohn des Grafen mit, um ihn vor den Räubern zu retten. — Seit jener Zeit schwieg ich, und schonte das Leben der jungen Gräfin, weil ich gewiß war, daß sie immer in meinen Händen sei. Ich sah sie heranwachsen und hatte meine Freude an ihrem klösterlichen Sinn, durch den Alles in meinen Händen blieb und ich wie im Eigenthum hier schaltete; auch wäre sie wohl in ein Kloster gegangen, wenn nicht ein verdammter Vorfall Alles verhindert hätte. — Der Diener, der die alte Gräfin ermordete, hatte den Knaben nur mit genommen, um sich des Rächers zu versichern. Bald vergaß das Kind Alles aus seiner Heimath und galt nach kurzer Zeit im nördlichen Theile unsres

Reiches für den Sohn des Dieners, der ihn auch erzog. Er wuchs auf, und den Diener trieb einst sein Gewissen — wie er sagte — dem jungen Grafen das Geheimniß zu enthüllen. Der Knabe zeigte Talent, er wurde von einem Maler ausgebildet und ging auf Reisen. Während dieser Zeit erkrankte der Diener; in seiner Todesfurcht legte er auf das Sakrament einen Schwur ab vor vielen Priestern auf die Wahrheit seiner Aussagen, entdeckte die Herkunft des Knaben und starb. Der junge Maler kehrte zurück, und fand die Dokumente vor, die nach Wunsch des Beichtenden nur ihm selber übergeben werden sollten. Er machte sich auf und kam in unserm Dorf an. Seine Absicht war, die Schwester erst kennen zu lernen, zu sehn, ob die einzige lebende Verwandte wirklich ihm anhänge und es verdiene, Schwester genannt zu werden. Er hatte überspannte Begriffe und wollte, ohne von seinem guten Recht Gebrauch zu machen, wieder in die weite Welt, wenn die Schwester seiner unwürdig wäre. Mir entdeckte er sich, ich hoffte, daß die Klösterlichkeit, die Schüchternheit der Gräfin ihm mißfallen werde. Es war nicht so und ich mußte mir helfen. Ich bestimmte den Tag, wo er sich seiner Schwester entdecken solle; er übergab mir die Papiere alle, die auf sein bisheriges Schicksal Bezug haben, um sie unvermerkt am Morgen auf das Lesepult der Gräfin zu legen und sie zur freudigen Ueberraschung vorzubereiten. Ich geleitete den Anfechter meines Eigenthums bis zum Gebüsch, dort machte ich ihn auf ewig verstummen."

Der Mörder schwieg und der junge Spießgeselle schüttelte den Kopf. „Nun, was wollt Ihr von mir?" sagte er endlich.

„Dich glücklich machen und mir zu meinem Recht verhelfen", entgegnete der Voigt. „Du bist ungefähr in dem Alter, in welchem der Verstorbene war; die Papiere gebe ich in Deine Hand, und jetzt, gerade jetzt mußt Du hervortreten, wo durch die tolle Schwärmerei der Gräfin alle Welt angezogen wird, diese Gegend zu besuchen, und ein entfernter Verwandter mit einer guten Gestalt sich in's Schloß eingeschlichen, der das Talent zu besitzen scheint, die klösterlichen Gedanken der jungen Dame und ihre Schwüre für den todten Bruder in Vergessenheit zu bringen."

In der That war es so. Alfred de Malin, ein entfernter Verwandter der Gräfin, lebte seit wenigen Tagen auf dem Schlosse und schien einen ganz andern Eindruck auf ihr Herz zu machen als der Anblick des unerkannten Bruders.

„Du bist bald durch diese Papiere im Besitz des Schlosses und wir theilen brüderlich", fuhr der Voigt fort; „nun, bist Du einverstanden?"

Der junge Mensch entgegnete bedenklich: „Bevor ich es bin, muß ich zum mindesten mich mit allen Umständen genau bekannt machen; dann habe ich auch wenig Talent zum Maler und das müßte ich doch in hohem Grade besitzen, wenn ich des Bruders Stelle vertreten soll. Doch gieb her, wir wollen die Papiere untersuchen!"

Der Voigt ging an einen Schrank, schloß ihn auf und wollte die Papiere herausnehmen; aber wie einen Donnerschlag durchfuhr es ihn, als er ein Tagebuch des Gemordeten vermißte. Er suchte hin und her: es war nicht da. Er stieß einen Fluch aus und stand dann in irrer Wuth stumm da.

„Wo kann es denn aber sein?" fragte der junge Mensch.

„Ich bin verrathen, wenn's so ist, wie

ich vermuthe. — Ha, dann falle wer mir irgend noch im Wege steht!" rief nun der Voigt, mit einem Blick und Ton, der selbst den jüngern Bösewicht erschreckte. „Wie?" fragte er den Voigt, und dieser entgegnete: „Hör' an! Dieses Zimmer ist nicht mein gewöhnliches; ich habe meines dem Gaste, Alfred de Malin, einräumen müssen, nur dort kann das Tagebuch sein; wenn's ist, darf er nicht leben!"

„Und wenn es die Gräfin schon hat?" fragte der Jüngere.

„Dann muß es Deine Aufgabe sein, herrlicher Bruder, Deiner Schwester den Himmel zu öffnen!"

Wir haben viele Beispiele, daß die Vorsehung die Pläne der Verbrecher durch kleine Umstände vereitelt und so Verbrechen an das Tageslicht führt; hier war es eben so. Beim Umpacken hatte der Schloßvoigt das Buch verloren und es lag in einem Winkel des Zimmers, das jetzt Alfred de Malin bewohnte, ohne daß dieser bisher das Buch ansah. Gerade an diesem Abende hatte er aber mit der Gräfin eine Unterredung, die ihn aufreizte, In den wenigen Tagen seines Umganges erkannte er in ihr ein gebildetes und für wahre Liebe empfängliches, aber durch Schwärmerei und klösterliche Begriffe dem Leben entfremdetes Herz. Er sah, daß sie ihm nicht minder zugethan als er ihr; dennoch vergaß sie des Todten in keinem Augenblick und versicherte, ihn geliebt zu haben mit einer Unwandelbarkeit die nur ewige Liebe kennt. Jetzt ging Alfred von den peinlichsten Gefühlen bestürmt in sein Zimmer, und indem er vergebens zu schlafen sich bemühte, nahm er gedankenlos das Buch auf, blätterte darin und las bald mit größerm Interesse. Endlich ahnte er den Zusammenhang, und erstaunt ob dieses wunderbaren Funds, beschloß er von der Gräfin Aufschluß zu fordern. — Am nächsten Morgen fand er dieselbe nicht minder aufgeregt als er gewesen. Auch sie hatte die Nacht nicht schlafen können, und wenn sie die Zuneigung, die sie für Alfred empfand, mit der für den gemordeten Fremden verglich, schien es ihr, als sei hier von ganz Verschiedenem die Rede. Und dennoch war sie des festen Willens, dem Todten ihr Gelöbniß zu halten. Sie war daher verstimmt und zerstreut, als Alfred ihr das Buch übergab; sie nahm es und begab sich auf ihren Morgenspaziergang. Empört über dieses unaufmerksame Benehmen rannte Alfred durch den Garten und auf einem Felswege einem nahen Walde zu.

Mit rollendem wuthentbranntem Blick zog der Voigt, als kaum die beiden Vorhergenannten an ihm vorübergegangen waren und er das Buch in den Händen des Fräuleins sah, seinen Spießgesellen aus seinem Schlupfwinkel hervor. „Dran, Junge! Das ganze Besitzthum ist Dein eigen und ich will Dir als Knecht dienen, wenn Du das Buch aus den Händen der Gräfin und sie zum ewigen Schweigen bringst. Muth, Du Hasenherz, sie wird eine einsame Stelle wählen, um zu lesen: ein Dolchstoß, sie schweigt und Du bist Graf von Arois. Ich folge jenem Manne dort, und ehe Du mich wieder siehst, ist auch er verschwiegen. Wirf diesen Mantel um, schleiche hinter ihr her und stoße zu, wenn's Zeit ist; triff wie ich, auf daß endlich Alles abgemacht sei!"

Die Mörder trennten sich mit bedeutsamen Zeichen und jeder begab sich auf die Spur seines Opfers. Die Gräfin ging gedankenvoll bis zu einem Abhang der ihr oft zum Rasensitz gedient hatte und hier

saß sie lange, bevor sie sich des Buches erinnerte. Ihre Gedanken waren auf Alfred gerichtet und sie begann zu glauben, daß sie wohl diesem Manne ihre Hand zu geben vermöchte, weil sie sich so ganz anders zu ihm hingezogen fühlte als früher zu dem Gemordeten. Ja, einen Augenblick schien es ihr fast, als sei sie wirklich eine lebenfeindliche Thörin und was sie für den Gemordeten empfunden, sei nichts als abenteuerliche Empfindung gewesen. Bald jedoch fühlte sie das Schmerzliche dieses Gedankens und um sich zu zerstreuen, griff sie nach dem Buch.

Dies war das Zeichen für ihren Mörder, er stürzte hervor aus dem Gebüsch, das ihn verborgen, und lauerte mit gezücktem Dolche des Augenblicks, wo sein Opfer fallen sollte. Sie las das verhängnißvolle Buch, jedoch verstand und ahnte sie kaum den wahren Inhalt. Da las die Gräfin zuerst den Namen Arois, sie las weiter und bald fand sie eine Stelle, die ihr Bestätigung gab, daß dies Tagebuch von ihrem längst vergessenen Bruder herrühre. Sie sprang in höchster Bewegung auf und in demselbeu Augenblick wollte der Mörder auf sie zustürzen, als ein wüthender Lärm in der Nähe Beide stutzen machte. Die Gräfin sah um sich, gewahrte die Gestalt des Mörders den gezückten Dolch in der Hand, wie er grade zur Seite in's Gebüsch sprang; sie stieß einen Schrei aus und sank nieder.

Unterdeß begab sich auf der andern Seite der Gegend, aber noch immer in der Nähe des Schlosses, auch eine Scene ganz eigener Art. Alfred schritt eben, in sein Taschenbuch etwas eintragend, an einem Abhange, als der Voigt ihn einholte und unter freundlichem Zuruf ihn um einen Augenblick Gehör bat. Alfred ging bald ohne Argwohn zur Seite des Voigts, der auf das nahe Schloß deutete und von einer Einrichtung, die ihm zweckdienlich schien, zu sprechen begann. Sie waren an eine Stelle gelangt, wo der Voigt still stand, heimlich einen Dolch ergriff, und indem er auf das Schloß zeigte und mit der Linken die Blicke des jungen Mannes darauf hinlenkte, holte er mit der Rechten kräftig aus und stieß so gewaltig nach der Brust desselben, daß, als Alfred zufällig rasch seitwärts trat, der Vogt wankte und so nicht nur der Stoß völlig mißlang, sondern der Mörder auch, von Alfred ergriffen, plötzlich niedergeworfen ward. Zu gleicher Zeit stießen Beide ein Zetergeschrei aus; aber in demselben Augenblick schon hatte Alfred sein Schwerdt gezogen, seinen Fuß auf des entlarvten Mörders Brust und seine Klinge an dessen Kehle gesetzt.

„Sprich, elender Mörder?" rief er, „was brachte Dich zu dieser That? — oder bei Gott! Du stirbst in diesem Augenblick." Der Voigt, überwältigt, sah Alfred mit einem Blick des Verbrechers an, aber seine Zunge vermochte kein Wort hervorzubringen. Endlich stammelte er: „Gnade! Gnade! ich entdecke Euch Geheimnisse die Euch glücklich machen!"

„Ein Glück aus Deiner mörderischen Hand?" rief Alfred entrüstet und wollte den Stahl senken.

„Nun, so stoßt zu! Aber seid gewiß, Ihr findet noch eine Leiche, wenn Ihr heimkommt!" höhnte der Mörder.

Alfred wollte dennoch zustoßen. „Gnade!" schrie der Mörder. „Bindet mich, ich will Bekenntnisse ablegen, und wenn ich sterben soll, will ich wenigstens nicht hingemordet werden, wie ich gemordet habe."

Alfred zog ein Pistol, hieß den Mörder aufstehen und befahl ihm voran zu schrei-

ten: „Weichst du einen Schritt ab von dem Wege den du gehen sollst, so erreicht Dich meine Kugel!“ Der Bösewicht gehorchte und so gelangte man bis ins Dorf, wo die Einwohner in großer Bewegung waren. So eben brachten zwei Bauern die Gräfin getragen; man hatte sie ohnmächtig gefunden, ein Buch zu ihren Füßen. Die Ankunft Alfreds und des Mörders erregte Alle noch mehr: man band fast jubelnd den Voigt und übergab ihn den Gerichten.

Der Mörder gestand Alles. Jetzt erst erklärte sich die ewige Liebe der Gräfin für den Gemordeten, der ihr Bruder war; nicht im entferntesten konnte sie mehr den Gedanken fassen, durch die Liebe zu Alfred, der ihr Retter geworden, jenen Todten zu beleidigen, und so war Alfred bald ihr Gemahl und Herr der Grafschaft von Arois. Der Voigt fiel noch in demselben Jahre auf dem Schaffott, und sein junger Spießgeselle fand kaum zwei Jahre später dasselbe Loos der Gerechtigkeit, denn er war auf bösem Wege weiter gegangen und die Fügung Gottes bringt alle Sünden an den Tag.

Schwer und leicht.

Fällt eine Arbeit dir zu schwer,
So denk', es wäre zehnmal mehr;
Das Schwere wird dann alsbald leicht,
Das Hohe niedrig, das Tiefe seicht.

Der Taback.

„Sonderbar“ sagte mein Oheim zu mir, als ich ihn neulich besuchte, „sonderbar, daß ich nun auch ein Tabacksraucher werden muß, weil mein Arzt es haben will; ich der sonst manche Stachelrede fallen ließ, über Leute, denen jedwede Nase ihre Leidenschaft für das Kraut, welches angeblich Amerika und Indien zur Heimath hat, auf hundert Schritte abmerkt.

Mir fiel das „angeblich“ auf, und da von meinem Oheim immer etwas zu lernen ist, so fragte ich ihn: ob er denn andrer Meinung sei?

„Ja wohl!“ erwiederte er. „Glaubst du etwa, daß ich, wie der Herr Doktor meint, Grillen und Hämorrhoidal-Schmerzen vertreiben soll, mich damit abgebe, ohne darüber meine Betrachtungen zu machen? Da habe ich mir erstens die Pflanze selbst vor Augen gelegt, und über Kraut und Blüthe Allerlei gelesen. Ich weiß, daß man sieben Gattungen von Tabackspflanzen hat, auch kenne ich jenes Geschichtchen, wonach die Pflanze zu uns Europäern kam, als Amerika entdeckt worden war, und wie man sie zuerst als Heilmittel gegen Verwundungen anwandte und ihr die Namen gab: Kraut des heiligen Kreuzes, heiliges Kraut. Es wurde in Europa zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts bekannt, doch dauerte es beinahe noch ein Jahrhundert, ehe man den Taback bei uns rauchen lernte, und Anfangs mögen sich die Leute freilich noch ungeschickter dabei benommen haben als ich, dem das Ding auch nicht geläufig ist. Den Namen hat er von der Insel Tabago erhalten, weil von dort aus ein Mönch, Roman Pane, ihn zuerst erwähnte. Dies Alles aber mag uns heute nicht weiter beschäftigen, ich will zu meinen eigenen Betrachtungen kommen. Wir haben in diesem Gewächs den Beleg zu der doppelten Wahrnehmnng: erstens, daß ein Genuß, der an und für sich der menschlichen

Natur widerstrebt, und den sie gleichsam nur gewaltsam sich aneignet, unter allen Völkern der Erde allgemein werden kann, und zweitens: daß auch eine ungegründete Ansicht und Behauptung, hat sie ihren Eingang gefunden, von Allen angenommen und nachgesprochen wird. Ich meine die Behauptung: daß der Taback ursprünglich nur in Amerika zu Hause und das Rauchen desselben von den Indianern in ihrem feucht=heißen Lande als ein Mittel ersunden worden sei, die Moskiten, diese malitiösesten der Mücken, von sich abzuwehren. Der Taback wurde schon seit undenkchen Zeiten in Asien gepflanzt, war seit undenklichen Zeiten ein sehr bedeutender Handels-Artikel, und nicht bloß hier, sondern eben so von den rohesten wie von den civilisirtesten Völkern von Asien, Afrika und Amerika, hauptsächlich aber von den ältesten kultivirten Staaten der Welt, in Indien und China, vielfach genutzt, und an den Orten, wo es keiner Wehre gegen die Moskiten bedarf. Ist doch in China die Tabackspfeife dem weniger beschäftigten weiblichen Geschlecht ein Haupt-Zeitvertreib, so daß jedes Mädchen daselbst, vom achten oder neunten Jahre an, als einen Hauptbestandtheil des Anzuges, einen kleinen Beutel trägt, in welchem Pfeife und Taback sich befinden, was sie beides schon in diesem zarten Alter nutzen."

„Freilich", fiel ich ein, „es ist kaum denkbar, daß die frühe gebildeten Asiaten, diese Chinesen zumal, die jede fremde Sitte hassen, von den wilden Amerikanern diesen Gebrauch sollten angenommen haben."

(Der Beschluß folgt.)

Geschwätz.

Was man nicht alles doch erfährt
Von einer Schwätzerzunge!
Mein Nachbar hat ein Steckenpferd,
Das hatte gestern Junge.

Reichthum.

Die Aussprüche der weisesten Männer des Alterthums in den verschiedensten Lagen und Verhältnissen ihres Lebens, lehren uns über Glücksgüter (die doch nur Mittel, nie Zweck sein können) am treffendsten urtheilen. — Wer hat nicht vom Phokion, dem Athenienser, gehört, der Alexander dem Großen eine bedeutende Summe Goldes zurücksandte, nachdem er zuvor gefragt hatte, wozu er ihm so viele Schätze schicke, und als er gehört, daß es bloß geschähe, um seiner Tugend, durch welche er vor allen Atheniensern ausgezeichnet sei, zu huldigen, antwortete: „Nun so lasse er mich den Tugendhaftesten bleiben." — Von dem Philosophen Zeno erzählt man, daß er, als er bei einem Meeresstürme alle seine Sachen über Bord werfen mußte, ausgerufen habe: „Dank dir, Göttin des Glücks, daß du mich nun auf die Reichthümer, welche nicht über Bord fliegen können, (Tugenden und Kenntnisse) beschränkt hast." — Sokrates pflegte, wenn er auf dem Markte alle die schönen und reizenden Kaufwaaren sah, auszurufen: „Wie viele Dinge giebt es doch, die ich nicht bedarf!" Er hielt jenen den Göttern am meisten ähnlich, der am wenigsten bedurfte, weil die Götter gar nichts bedürfen. — Leuchtet aus diesen Aeußerungen nicht deutlich hervor: „Daß ohne Tugend nichts so gefährlich als der Reichthum sei?

Miscellen.

Der Philosoph Salat (es ist der wirkliche Name) hat eine Schrift herausgegeben mit dem Titel: „Auch die Aufklärung hat ihre Gefahren.“ Sie wurde in einem andern Werke citirt und da der Setzer wahrscheinlich ein undeutliches Manuscript hatte, veränderte sich der Titel wie folgt: „Auch die Aufklärung hat irre gefahren.“

Während (im Jahr 1838) in England die unverheiratheten weiblichen Wesen einer Provinz für jeden Hagestolz Verbannung verlangten, trug man in Brüssel darauf an, daß außer den Hagestolzen auch alle alten Jungfern eine besondere Steuer bezahlen sollten. Wenn's aber wahr ist, daß jedes Mädchen gern heirathen will (auf eine einzige Ausnahme kommt's dabei nicht an!), wäre eine solche Steuer die grausamste Ungerechtigkeit. Ein viel besserer Vorschlag möcht' es sein, daß jeder Hagestolz, dem nachzuweisen ist, daß er hätte heirathen können, wenn er nicht türkischen Grundsätzen huldigte, eine der unbemittelten alten Jungfern ernähren müßte.

Ein Pommerscher Kriegsknecht, auf den Tod verwundet, konnte kein lang Gebet mehr sprechen; da schaut er noch einmal gen Himmel und stammelte: „Herr, hab' Dir Alles schon vordem gesagt!“ — Ein Anderer, der, wenige Tage vor seinem Tod im Treffen, bei einer Predigt vom Abendmahl die Worte gehört hatte: „es ist noch Raums an der Tafel Christi“, sagte sterbend nichts mehr als: „Herr, es ist noch Raums da!“

Erinnerungen am 29ten November.

1401. Die Stadt Liegnitz erkauft vom Herzog Wenzel die Hinterheide.

1519 geboren Crato von Kraftheim zu Breslau. (Berühmter Arzt und lat. Dichter.)

1662 starb Leopold Wilhelm, Erzherzog von Oestreich, 47. Bischof zu Breslau.

1810. Stempelgesetz für die ganze Monarchie.

1815. Friede zu Paris, zwischen Ludwig XVIII. König von Frankreich, dem Kaiser Franz von Oestreich und Alexander von Rußland, Friedrich Wilhelm III. König von Preußen und dem Prinz Regent Georg von Groß-Britanien.

Logogryph.

Mit Hand und Fuß und mit dem Mund
Thut sich in mir der Künstler kund;
Gewöhnlich wer mich hat, gewinnt,
Doch Wenige nur gern es sind.
Die Zeichen tausche, und gar oft
Hast du durch mich auf Glück gehofft.

R. D.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Schwarzwild.

Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist für diese Wochenschrift 10 Sgr. Einzeln kostet das Stück 1 Sgr.